ihren Augen leuchtet etwas von dem Feuer der polnischen Freiheitshelden. Doch der Rittmeister will nicht zur Besinnung kommen. Der Donauwalzer bricht jäh ab. Der junge Leutnant ist aufgesprungen. „Herr Rittmeister, Sie vergessen, daß Sie Offizier sind!“

Mit einem Fluch läßt der andere das Mädchen fahren. Fast scheint es, als wollte er sich auf seinen Gegner stürzen. Doch die Kameraden beschwichtigen ihn.

„Herr Leutnant, wir sprechen uns noch!“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Rittmeister!“

Ein Damenboudoir mit seidebespannten Rokkomöbeln und einem baldachinüberwölbten Himmelbett. In diesem Raum ist Leutnant Malberg einquartiert. Ueber dem kostbaren Gobelin, der eine Schäferszene von Boucher darstellt, hängt achtlos ein schwerer Reitersäbel, und vor dem Bett stehen kotige Soldatenstiefel auf seidenweichem Fell. Mars liegt hier im Quartier.

„Herr Oberst befehlen?“ Noch spät in der Nacht hat der Brigadekommandant Leutnant Malberg zu sich rufen lassen Scharfumrissen hebt sich die hochgewachsene Reitergestalt vom Fenster des dunklen Zimmers ab. Mit einer Handbewegung winkt er den Leutnant heran und zeigt hinab nach der Umfassungsmauer des Schloßparkes, die sich weiß im Mondenlichte hinzieht. „Sehen Sie den Mann dort im Schatten der Gartenpforte? Er gibt sich alle Nacht ein Stelldichein mit jemandem vom Schloß, den man von hier nicht sehen kann. Ich möchte ohne alles Aufsehen wissen, was dahinter steckt.“

„Ich werde mich morgen Nacht im Park verbergen.“

„Tun Sie das, Herr Leutnant!“ —

Silbergrau im Mondenschein liegt der verschneite Park Mitternacht ist vorbei. Eisig beginnt die Kälte in alle Glieder zu schleichen. Leutnant Malberg flucht auf die Spionageangst des Obersten.

Dann . . . sind das nicht Schritte im Park? Ein Weib kommt auf die Gartenpforte zu. Es ist Marya. Soll er hier der Belauscher eines Liebesabenteuers werden?

Marya hat den Riegel der Gartenpforte zurück geschoben.

„Michael! Bist Du da?“ Ein Mann tritt ein. Halblaut flüstern sie. Der Mann fragt, ob sie die Pläne mitgebracht hat.

Leutnant Malberg beugt sich weiter vor, um besser hören zu können. Da fährt prasselnd eine Schneelast aus den Zweigen des Gebüsches nieder. Die beiden schrecken zusammen. Mit einem Satz ist der Spion an der Pforte. Da ein lautes „Halt!“ Mit schußbereiter Pistole springt der Offizier vor. Doch Marya schlägt, sich dazwischen werfend, seinen Arm zur Seite. Der Schuß splittert in das Holz der Tür, die hinter dem Flüchtigen ins Schloß fällt.

„Laß ihn!“ schreit Marya in höchster Angst und schlingt die Arme um des Leutnants Hals. Mit einem Fluch stößt er sie zurück. „Verdammte Katze!“ Die Leute der Wache kommen gerannt, durch den Schuß alarmiert. „Verhaften Sie dieses Weib!“ befiehlt der Leutnant dem Korporal.

Auf dem Tische liegen die Landkarten mit den eingezeichneten Stellungen, die man bei der Verhafteten gefunden hat. Marya gesteht, sie aus dem Zimmer des Adjutanten entwendet zu haben. Der Oberst leitet selbst die Untersuchung. „Sagen Sie doch endlich, wer der Mann ist!“ Schon zum dritten Male fragt er es.

„Ich darf nicht“, Marya sieht kaum vom Boden auf. Da reißt dem Brigadier die Geduld. „Hier ist kein Ort zum Versteckenspielen!“ fährt er sie an. „Nur wenn Sie die Wahrheit sagen, können Sie ihr Leben retten.“

Da wirft Marya stolz den Kopf zurück: „Ich werde lieber sterben“, sagt sie mit fester Stimme.

Minutenlanges Schweigen erfüllt den Raum. Dann befiehlt der Oberst: „Herr Leutnant, schließen Sie das Protokoll!“ Malberg fühlt ein kaltes Frösteln über seinen Rücken rinnen, als wäre das Todesurteil schon gefällt. —

Eisig fegt der Herbstwind über die hartgefrorene Dorfstraße. Schlag sieben Uhr ist vor dem Arrestlokal die Eskorte gestellt, welche die Spionin nach Przemyslany zum Feldgericht bringen soll. Der Schlüssel knarrt. Bleich und übernächtigt tritt Marya aus der niedrigen Tür. Ihr Blick gleitet an den Soldaten vorbei, als wären sie Luft. Nur als sie den Leutnant erblickt, zuckt sie zusammen. Die vier Mann der Eskorte haben sie in die Mitte genommen. Ihr Führer meldet die Uebernahme der Gefangenen.

Der Leutnant hört kaum seine Worte. Er sieht nur Marya gesenkten Hauptes zwischen den Bajonetten stehen, fröstelnd im dünnen Umhängetuch, das gegen die schneidende Kälte keinen Schutz bietet. Es sind vier Stunden Weges nach Przemyslany.

„Sie sind wohl verrückt, Gefreiter!“ fährt er den Eskortenführer an. „Beschaffen Sie vorerst einen Mantel für die Gefangene!“ Ein Mann holt einen alten Soldatenmantel. Ein dankbarer Blick trifft den Offizier, als Marya das Kleidungsstück in Empfang nimmt. „Gott wird es ihnen danken, Herr Leutnant“, sagt sie bewegt.

Leutnant Malberg fühlt, wie ihn ein Knoten im Halse würgt. Mit heiserer Stimme gibt er das Kommando zum Abmarsch und wendet sich rasch ab. —

Mitten in der Nacht pocht jemand an die Tür.

„Wer ist draußen?“

Der Wachkommandant meldet sich: „Herr Leutnant! Es ist einer unten, wegen der Spionin. Er sagt, sie ist unschuldig.“ In aller Eile wirft sich der Offizier in die Kleider.

In der von einer Petroleumlampe spärlich erleuchteten Wachstube sitzt ein Zivilist auf der Pritsche, ein junger Mensch, dessen intelligentes Gesicht unschwer den polnischen Studenten erraten läßt. Beim Eintritt des Offiziers nimmt er militärische Haltung an.

„Wer sind Sie?“

„Michael Barzykowski, Deserteur vom 13. Infanterieregiment.“

„Was haben Sie zu sagen?“

„Meine Schwester hat mir in der Nacht Lebensmittel an die Gartenmauer gebracht. Das ist ihre ganze Schuld.“

„Sie hat militärische Dokumente gestohlen.“

„Ich wollte mich nach den Karpathen durchschlagen und habe sie gebeten, mir eine Landkarte zu verschaffen. Ich habe nicht geahnt, daß sie dadurch in solchen Verdacht kommen könnte.“

„Mann! Ist das wahr?“ Der Offizier rüttelt ihn an den Schultern.

„Man lügt nicht, wenn man sich selbst dadurch um Hals und Kragen bringt“, antwortet finster der Pole. —

Eine halbe Stunde später reitet Leutnant Malberg mit allen Vollmachten versehen durch die stockdunkle Nacht gegen Przemyslany zu. Unbarmherzig drückt er dem Wallach die Sporen in die Flanken. An jeder Minute kann Maryas Leben hängen. Es ist schon über acht Tage her, daß sie beim Feldgericht eingeliefert wurde. Selten dauert das Verfahren länger. In diesen ersten Kriegswochen brütet noch überall Verrat im Lande. Die Feldgerichte arbeiten rasch. Wer weiß, ob es nicht schon zu spät ist?

Vorwärts! Vorwärts! Gespenstisch fliegen die grauen Pappeln vorbei, welche die Straße einsäumen. Ein verschlafener Trainsoldat auf einem landesüblichen Fuhrwerk bekreuzigt sich vor dem nächtlichen Reiter, der wie die wilde Jagd vorbeisprengt. Die Straße will kein Ende nehmen. Schon beginnen helle Lichtstreifen den Horizont zu färben. Immer wieder spornt der Leutnant das Roß. Die Stadt ist noch weit und das Exekutionskommando vielleicht schon gest[illegible]

Es ist bereits heller Tag, da er vor dem Feldgericht von dem schweißdampfenden Pferde springt. Ein Auditor, von einem Feldkurat begleitet, verläßt gerade das Tor des Gefängnishofes. Leutnant Malberg meldet sich in seiner Mission. Der Auditor erbleicht: „Marya Barzykowski . . .“ wiederholt er stammelnd den Namen. „. . . ist soeben erschossen worden.“

Beackere Dein Land oder geh' ins Gefängnis.

Der mexikanische Staat Tabasco kann sich selbst Glück wünschen zu dem augenblicklichen Lenker seiner Geschicke. Denn dieser, Garrido Canabal, gilt als einer der tüchtigsten und weitsichtigsten Beamten der ganzen Republik. Als er vor Jahren die Führung des Staates übernahm, lagen Handel, Industrie und Landwirtschaft darnieder. Canabal brachte Ordnung in die verworrenen Verhältnisse, und heute ist sein Einfluß derartig gefestigt, daß er eine Maßnahme treffen konnte, die einen weniger beliebten Gouverneur den Hals brechen würde: Er erließ kürzlich eine Verordnung, die jeden Besitzer unbebauten Landes mit einer Gefängnisstrafe bedroht. Wer bis zu einem bestimmten Zeitpunkt sein Brachland nicht unter den Pflug genommen hat, der muß — je nach der Größe der unbebauten Felder — von einer Woche bis zu einem Jahr ins Loch wandern. Canabal will durch diese drakonische Maßnahme nicht nur seinen Mexikanern das Arbeiten beibringen, sondern vor allem sein Land von jeglicher Einfuhr aus den Vereinigten Staaten unabhängig machen. Bei der Energie, durch die er sich auszeichnet, dürfte er dieses Ziel erreichen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

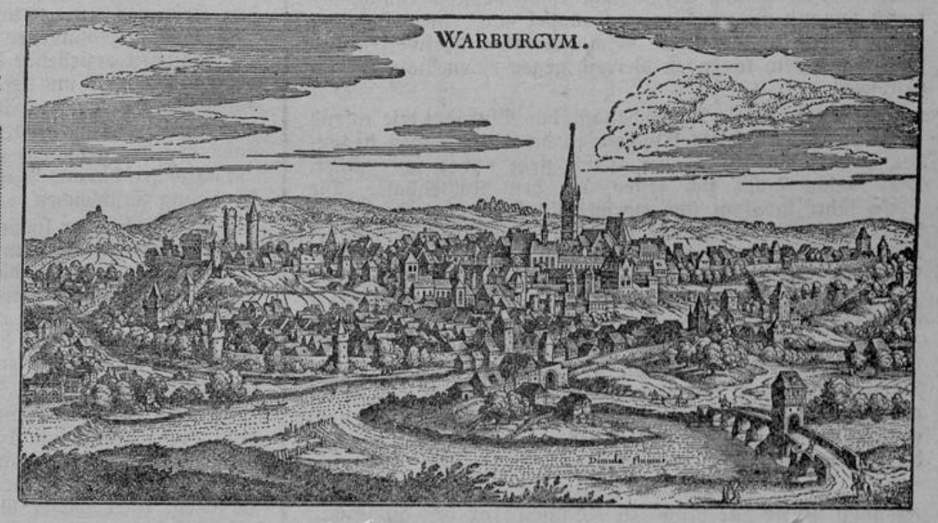
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 62 **1. August 1931** **6. Jahrgang**

Die Sporckschen Jäger

Roman von Richard Stowronnek

Copyright 1931 by Romandienst Digo Berlin W 30

[1. Fortsetzung.]

„Herr Hauptmann?“

Der Leutnant von Naugaard reckte sich heraus, und in sein mageres Windhundsgesicht trat ein trotziger Ausdruck.

„Herr Hauptmann sprechen da einen Verdacht aus, den ich ganz gehorsamst, aber entschieden zurückweisen muß!“

Hauptmann Rabenhainer stützte sich auf den Säbel, seine Augen weiteten sich unter einem plötzlich aufsteigenden Argwohn.

„Erlauben Sie mal, was hätte ich? Einen Verdacht hätte ich ausgesprochen?“

Der Leutnant von Naugaard verfärbte sich plötzlich, und seine Stimme klang unsicher.

„Nun . . . ich meinte eben, Herr Hauptmann beabsichtigten, mich mit den wiederholten Beschwerden des Herrn Forstmeisters Rüdiger in Verbindung zu bringen.“

„Wegen der Wilddiebereien in seinem Revier? . . . Ist mir nicht eingefallen! Aber möchten Sie mir vielleicht jetzt erklären, weshalb Sie auf diese immerhin recht merkwürdige Idee gekommen sind?“

„Weil . . . weil Herr Hauptmann eben bemerkten, ich würde bei meiner Jagdpassion Kopf und Kragen riskieren.“

„So? . . . Dann bitte ich um Entschuldigung, das lag nicht in meiner Absicht.“ Hauptmann Rabenhainer sprach langsam und wog sorgfältig jedes einzelne Wort: „Ich wollte nur sagen, Sie wären drauf und dran, sich bei Ihrer übermäßigen Jagdpassion die militärische Karriere zu verderben. Dabei aber setzte ich natürlich voraus, daß Sie diese Passion in vollkommen legaler Weise betätigen. Zum Beispiel jetzt durch einen wiederholten Nachtansitz auf den starken Keiler, der sich seit vierzehn Tagen in unserm eigenen Pachtrevier herumtreibt.“

„Sehr wohl, Herr Hauptmann!“ Der Leutnant von Naugaard atmete unmerklich auf. „Aber auch darin sind Herr Hauptmann im Irrtum. Ich hatte heute nacht etwas anderes vor. Ein kleines Abenteuer, über das ich mich aus leicht begreiflichen Gründen nicht näher verbreiten möchte. Ich verspreche, es wird nicht wieder vorkommen, und der Herr Hauptmann werden in Zukunft keinen Anlaß mehr haben, mit mir unzufrieden zu sein.“

„Herr von Naugaard!“ Der Hauptmann Rabenhainer sah seinen Untergebenen fest an: „Was Sie mir eben erzählten, ist die lautere Wahrheit?“

„Die lautere Wahrheit!“ Der junge Offizier erwiderte den Blick, aber in seinen dunklen Augen flimmerte ein unstetes Licht.

„Dann wollen wir unter das Ganze einen dicken Schlußstrich ziehen. Ich habe Ihr Versprechen, und Sie mein Wort. Ich wünsche Ihnen nicht, daß ich in die Notwendigkeit versetzt werde, es einlösen zu müssen. Guten Morgen!“ Er hob mit kurzer Bewegung 2 Finger der Rechten zum Tschakorand und wandte sich wieder zu seinem Gaste, der zu Beginn der Unterredung taktvoll außer Hörweite getreten war. Der Leutnant von Naugaard aber stand noch einen Augenblick lang auf dem Platze, auf dem ihn sein Hauptmann eben so gründlich abgekanzelt hatte. Es brannte ihm was in der Kehle, und all das Blut, das der jähe Schreck zum Herzen getrieben hatte, flutete in die sonnverbrannten Wangen zurück. Donnerwetter, das war noch mal glimpflich abgegangen, nachdem man die fast unbegreifliche Torheit begangen hatte, sich durch die rasche Replik beinahe selbst ans Messer zu liefern. Und alles die verdammten Nerven! Aber wenn man seit acht Tagen und Nächten nur mal in einer dienstfreien Stunde ein paar Atemzüge Schlaf erwischte, war es kein Wunder. Und eklig dabei, daß man sein Alibi sozusagen mit einer Lüge erkaufen mußte, aber was wußten die andern alle, der kleine Hauptmann Rabenhainer an der Spitze, von wirklicher Jagdpassion! Die schossen ihren bequemen Bock auf der Bataillonsjagd, wenn's hoch kam, mal auch einen geringen Hirsch, aber von jener ganz großen Passion, die den Herzschlag stocken läßt, hatten sie keine Ahnung. Und niemand von ihnen kannte den kapitalen Vierundzwanzigender in den Fürstlich Rohnstein'schen Forsten so gut wie er! Ihm gehörte der Hirsch, denn hundert schlaflose Nächte hatte er ihm in diesen letzten Jahren schon auf heimlicher Pirsch geopfert, ohne zum heiß ersehnten Ziel zu gelangen. Immer war eine unvorhergesehene Störung dazwischengekommen. Wenn der Hirsch nicht mit tödlichem Blattschusse im Feuer blieb, war die Trophäe verloren. Eine Nachsuche am andern Tag war unmöglich, denn das fürstliche Forstpersonal hätte ja aus lauter Schlafmützen bestehen müssen, wenn es ihn bei diesem gefährlichen Beginnen nicht abgefaßt hätte! . . . Und heute nacht hätte es endlich glücken können, wenn . . . ja wenn nicht wieder im letzten Augenblick ein Malheur passiert wäre! Der Vollmond stand klar und groß am wolkenlosen Nachthimmel, jedes Buchenblatt war auf fünfzig Gänge scharf zu erkennen und zwischen den weißlichen Stämmen rührte sich kein Hauch. So still war's in dem schlafenden Hochwald, daß der hinter einer manns-

hohen Tanne gedeckte Jäger den Pulsschlag in den eigenen Schläfen hörte. Und plötzlich in dem brütenden Schweigen ein leise knackender Laut: der auf gewohnten Wechsel zur nächtlichen Suhle ziehende Hirsch hatte auf ein dürres Aestlein getreten. Gleich danach ein seltsam klappendes Geräusch, als wenn jemand mit wuchtigem Knüppel auf einen Holzklotz schlägt, der Kapitale hatte beim sichernden Aufwerfen des Kopfes mit dem ragenden Geweih gegen einen Baumstamm gestoßen!

Eine schier endlose Pause danach, das Blut jagt wie rasend durch die Adern, leises Rascheln in dem den Boden deckenden vorjährigen Laub, der Hirsch zieht näher und näher. Die Rechte saugt sich fester um den Kolbenhals. Die Linke fährt langsam und vorsichtig tastend nach dem zum Nachtschusse auf die Büchse gesetzten Fernglase, ob man bei all der Aufregung nicht vergessen hat, die schützenden Lederkappen von den Gläsern zu entfernen ... schon manchmal hat so törichtes Uebersehen einer Selbstverständlichkeit den Erfolg eines mühsamen Pirschganges verdorben ... Gott sei Dank, alles ist in Ordnung ... schon ist der dunkle Körper des wieder ganz vertraut ziehenden Hirsches zwischen den hellen Buchenstämmen zu erkennen, ein verirrter Mondstrahl zittert auf den weißschimmernden Enden der rechten Krone ... noch ein Dutzend Herzschläge, und er steht — endlich — auf der hell beschienenen Blöße!

Ein letztes Anspannen sämtlicher Nerven, um die jagenden Pulse zur Ruhe zu zwingen, für den einzigen kurzen Augenblick, bis man das Fadenkreuz im Fernglase und die tödliche Stelle, zwei Finger breit hoch und hinter dem Blatt des Hirsches beisammen hat, da plötzlich, kaum ein Jagen weit entfernt, ein lauter Hundeblaff. Der Kapitale wendet jählings auf der Stelle, prasselnd schlägt das Geweih zwischen die überhängenden Aeste der Buchen. Der Jäger steht ein paar Augenblicke wie versteinert, den Finger noch immer am Abzug der Büchse und einen ingrimmigen Fluch auf den Lippen: Wie wenn der Teufel sein Spiel trieb, war es, oder ganz so, als wenn ihm jemand diese heimlichen Pirschgänge verschrien oder behext hätte! ... Aber morgen kam ja noch eine Nacht mit klarem Mondschein, und hoffentlich hatte der Hirsch die Störung bei seiner gewohnten Suhle nicht übelgenommen ... Oder besser noch, man harrte aus, die Möglichkeit war ja vorhanden, daß der Kapitale nach ein paar Stunden wiederkam ... vielleicht auf dem Rückwechsel von der Aesung, um das versäumte Bad im moorigen Schlamm des kleinen Bruches vor Morgengrauen nachzuholen ... die erste Nacht war es ja nicht, die man im kühlen Hochwald verbrachte, und vor dem festen Einschlafen bewahrten einen Passion und Mücken ... Aber, holla und schwere Not noch einmal, was war das ... Ein leise miefender Laut, wie ein unterdrücktes Winseln, kaum noch zwanzig Schritte hinter ihm ... gleich darauf eine hetzende Männerstimme: „Los, Wodan, hussa, faß, faß! ...“ Ein blitzähnliches Ueberlegen: Stehenbleiben oder Ausreißen? Hinter der krausen Tanne Deckung nehmen, den anlaufenden Beamten in den Schuß rennen lassen und die zweite Kugel dem anstürmenden Hunde? ... Aber, pfui Teufel über den verbrecherischen Gedanken, so viel war auch der beste Hirsch nicht wert! Also vorwärts, das Heil auf die langen Beine gesetzt!

„Halt, stehengeblieben! Oder ...“

Den Knall des Schusses vernahm er gar nicht in all der Aufregung, nur einen zischenden Laut neben seinem Ohre, als er sich mit jähem Satze seitwärts schwang. Höllisch nahe war die Kugel ihm am Kopfe vorbeigeflogen! So nahe, daß er den Luftdruck spürte: zwei Finger breit nach rechts, und es hätte Rest gegeben ...

Wie ein gehetztes Tier jagte er vorwärts, den Hund an den Fersen. Ein-, zweimal schüttelte er ihn mit einem wohlgezielten Fußtritt ab, aufheulend flog der Brave zurück, um gleich danach mit blutendem Fang aufs neue anzustürmen. Und ein paar hundert Schritte weiter zurück rannte keuchend der Verfolger: „Hussa, Wodan, faß, faß!“

An der Stimme erkannte er ihn, es war der Forstmeister Rüdiger! Also da gab es kein langes Zaudern mehr. Im Rennen riß er den Hirschfänger aus der Scheide, wandte jählings auf dem Absatze und stieß zu. Der brave Wodan starb wie ein Held: Mit dem blanken Stahl im Halse biß er noch nach der Hand des Gegners. Ekelhaft, so ein ungleicher Kampf, und schad' um das tapfere Tier ...

Danach ging's leichter. Ein paar Augenblicke hielt sich der verfolgende Forstmeister bei seinem verendeten Weidgenossen auf, aber der Vorsprung genügte. Noch fünfhundert Schritte rasenden Laufes, und es kam das rettende Seeufer. Mit weitem Satze schwang er sich über den hellen Uferstreifen, um in dem weichen Sande keine verräterische Spur zu hinterlassen, noch ein Dutzend Schritte im seichten Wasser und er war in dem dichten Schilfe, das sich fast einen halben Kilometer weit in den See hineinzog, geborgen. Aber noch eine endlose Stunde stand er lauschend und abwartend, ehe er daranging, den Heimweg zu gewinnen. Auf einem aus Binsen und Rohrstengeln gebundenen Floß lagen Kleider und Büchse und als eine vorüberziehende dichte Wolke den Mond verfinsterte, schob er sich leise ins tiefe Wasser ... drüben im Städtchen blinzelte irgendwo ein spätes Licht, diente ihm als Wegweiser, aber fern im Osten hob sich schon der blasse Schimmer des nahenden Morgens, ehe er, todmüde, ans andere Ufer stieg, um durch den bis ans Wasser reichenden Kasinogarten in seine Wohnung zu schleichen ...

Und nach einer solchen Nacht sollte man Dienst tun, als wenn man ruhig in seinem Bette geschlafen hätte? Der Staub brannte in den Augen, die acht Nächte keinen Schlaf gesehen hatten, in den Knien zitterte noch die Anstrengung des Rennens und Schwimmens, und zuweilen schreckte man jählings auf aus einer Art von dösendem Dämmern, oder vielleicht hatte man auch im Gehen ein paar Dutzend Schritte fest geschlafen ...

Also der kleine Hauptmann Rabenhainer hatte schon ganz recht, dabei ging's um Kopf und Kragen. Und vielleicht war es wirklich am besten, nach seinem Worte einen dicken Schlußstrich zu ziehen, nie mehr einen Fuß ins Rohrsteiner Revier zu setzen. Aber solcher Gelübde hatte er schon mehrere abgelegt, sich in ruhigen Zeiten gar heftig verschworen! Was blieb davon, wenn der klare Vollmond über dem blauen Wasser des Lenzburger Sees schien und drüben unter den hohen Buchen der kapitale Vierundzwanzigender, vorsichtig Wind nehmend, auf vertrautem Wechsel zur Suhle zog? ... Wie ein Zwang saß es ihm dann im Nacken, das Blut trieb unruhig in den Adern, mit allen guten Vorsätzen war es vorbei.

Der Leutnant von Naugaard atmete tief auf, das war stärker als er, dagegen gab es kein Auflehnen. Er ging langsam über den Marktplatz nach seiner Wohnung, überlegte, wie er es anstellen sollte, nach dem Lenzburger Fischerhofe eine dringende Botschaft zu senden, ohne vor den Nachbarn unliebsames Aufsehen zu erregen. Einen einzigen Menschen gab es im Städtchen, der um seine verschwiegenen Pirschgänge ins Rohrsteiner Revier wußte, ein liebes braunes Mädel, das ihm von Herzen zugetan war. Sie mußte erfahren, was es heute nacht gegeben hatte. Wenn nachher wieder die hochnotpeinliche Untersuchung kam, wußte sie ganz von selbst, was sie zu tun hatte — — — — — —

Hauptmann Rabenhainer deutete auf den Eingang eines schmalen Gäßchens neben dem ragenden Massiv der alten Marienkirche, der Oberleutnant von Wahlenberg nahm unauffällig die Respektseite seines Vorgesetzten, und sie schritten mit klappernden Säbeln auf dem holprigen Pflaster dem Seeufer zu, zwischen niedrigen Häuschen und engen Gärtchen dahin. Hemdenmätze spielten im Rinnstein, hinter blinden Fensterscheiben mit kümmerlich blühenden Levkoientöpfen saßen blasse Frauen über eine Näharbeit gebeugt, und ab und zu kam aus der geöffneten Haustür das rasselnde Geräusch einer Strickmaschine oder das taktmäßige Klappen eines Webstuhls.

Der Hauptmann Rabenhainer ging, in schwere Gedanken versunken, dahin. Plötzlich griff er mit einer heftigen Bewegung in den Rockkragen, als müßte er sich Luft machen.

„Scheußlich wär' es, einfach scheußlich!“

„Pardon, wie meinten Herr Hauptmann?“

„Ich! ... Ach so, ich habe, wie's scheint, wieder mal laut gedacht. Und verzeihen Sie, aber ich bin noch ganz benommen. Es handelte sich um eine mehr als ärgerliche Geschichte. Sie spielt schon seit ungefähr zwei Jahren und hat uns einen lieben alten Freund gekostet, aber ich darf im Augenblicke nicht darüber reden, ich habe — ein wenig voreilig vielleicht — mir selbst die Zunge gebunden. Nur Gott helfe dem andern, daß er's mit seinem Versprechen genau so ernsthaft nimmt wie ich mit meinem Wort!“

Sie hielten vor einem Hause aus rotem Ziegelbau, das sich mit seinen zwei Stockwerken inmitten der niedrigen Umgebung ausnahm wie ein Riese unter Zwergen. Ein schmales Vorgärtchen trennte es von der Straße, rankende Kletterrosen mit leuchtend roten Blüten zogen sich um den Türrahmen, und in einem der kleinen Fenster hingen kunstvoll gewickelte Bündel von Seilen neben hänfenen Gurtenzeug. Auf einem darüber befestigten Schilde stand in großen gelben Buchstaben: Heinrich Röper, Seilermeister.

(Fortsetzung folgt).

Charlies späte Heimkehr

Der Wirklichkeit nacherzählt von Harry Wilkins-Milwaukee.

Ein Mann stand an der Straße, die von Süddakota nach Nebraska führte. Er sah nicht gerade wie ein Landstreicher aus, aber das Geld mußte dem Alten knapp geworden sein. Denn sonst hätte er es kaum nötig gehabt, mit seinen lahmen Knochen die Landstraße entlang zu laufen und nun den einen Fuß für Augenblicke zu schonen.

Das dachte wohl auch der Zeitungsmann, der in seinem Kraftwagen an ihm vorbei fuhr. Denn er bremste rasch und winkte zurück: „Wollen Sie mitfahren, Mann?“ Der Alte ließ sich nicht lange bitten: „Wenn Sie mich nach Lincoln mitnehmen wollen, so würden Sie ein gutes Werk tun.“

Sie fuhren eine Zeitlang schweigend. Der Alte war wohl mit seinen Gedanken beschäftigt. Er sah aus, als drückte ihn etwas Schweres. Dann blitzte von Zeit zu Zeit das Erkennen irgend einer Landmarke, eines Hauses, eines Berges in seinen müden Augen auf.

Der Zeitungsmann sah es: „Sie scheinen lange nicht mehr hier im Lande gewesen zu sein. Sie sind wohl weit durch die Welt gekommen?“ Der Alte nickte: „Ja, ein weiter Weg liegt hinter mir. Vor sechsunddvierzig Jahren bin ich aus Nebraska ausgewandert.“ Er sah wieder schweigend in die Landschaft.

Der Jüngere witterte da eine Geschichte: „Sechsunddvierzig Jahre? Eine lange Zeit, Mann. Darüber könnten Sie ja beinahe die Heimat vergessen haben.“

„Nein“, wandte der andere den Kopf, „nein, vergessen habe ich Nebraska nie. Aber ich hatte Angst, hierher zurückzukehren. Angst, Mann, weil ich etwas auf dem Kerbholz habe. Doch jetzt ist das alles überwunden, und weil Sie der erste waren, der mich hier in der Heimat freundlich behandelte, will ich Ihnen die Geschichte erzählen.

Charlie Smithson heiße ich, und sechsundsechzig Jahre lang habe ich mich jetzt durchs Leben geschlagen. Als ich gerade achtzehn war, beging ich den schlechten Streich. Was ich tat, spielt ja keine Rolle, Mann. Auf jeden Fall steckten sie mich nach Lincoln in die Strafanstalt. Dort saß ich fast ein Jahr. Da wurde mir die Zeit zu lang, und eines Tages rückte ich aus. War eigentlich eine Gemeinheit, denn der Wärter vertraute mir und ahnte nicht, daß ich ausbrechen könnte.

Damals machte ich mir keine Gedanken. Ich freute mich nur, daß ich wieder frei war, und verschwand schleunigst über die Grenze nach Kanada. Da trieb ich mich ein paar Jahre als Holzfäller herum; dann lernte ich Mary kennen. Der Alte war ein kleiner Farmer und sah mich gern, weil ich kräftige Arme hatte und er keinen Sohn. So war er schon daran, zu allem Ja und Amen zu sagen, als er auf den Einfall kam, mich zu fragen, wo ich herstammte.

Da fielen mir alle meine Sünden ein, und ich wurde wohl rot, als ich log: ‚Aus Wyoming.‘ Denn er sagte rasch: ‚Junge, das ist nicht wahr! Du lügst. Was hast Du auf dem Kerbholz?‘ Ich konnt's ihm nicht sagen, und in meiner Angst und Scham lief ich aus dem Hause. Ich wußte nicht, wohin ich wollte, und ich dachte nur: ‚Fort!‘

Da kam jemand hinter mir her gerannt: ‚Charlie!‘ Mary holte mich ein. Sie klammerte sich an mir fest und sagte: ‚Charlie, ich will mit Dir gehen. Mir ist es einerlei, was Du getan hast. Ich will nur bei Dir bleiben.‘ So gingen wir zu Zweit auf die Wanderschaft.

Wir lebten zuerst im Felsengebirge, wo ich Fallen stellte. Dann waren wir beide dabei, als der Sturm auf die Goldfelder von Klondike begann. Schließlich blieb auch dort nicht mehr viel zu holen, und wir fingen einen Handel mit Pferden an, weil die Russen im Kriege gegen die Japaner einen Haufen davon brauchten. Zuletzt ließ ich mich bei Kanton nieder, handelte dort mit allem, was mir zwischen die Finger kam. Es ging uns gut, und ich dachte kaum noch an Nebraska.

Dann wandte sich Mary plötzlich das Blatt. Wir gerieten in den Hexenkessel des chinesischen Bürgerkrieges hinein, und ich verlor fast alles. In all diesem Elend starb mir noch Mary. Sie hatte nie geklagt, mich niemals gefragt, warum ich von zuhause ausgerissen war. Und jetzt starb sie so ruhig und still, als hätte sie sagen wollen: ‚Ich will rasch aus der Welt gehen, daß ich Dir nicht noch zur Last falle.‘ Sie war der beste Kamerad gewesen, nur jetzt hatte sie sich geirrt.

Was sollte ich jetzt eigentlich noch auf der Welt? Ich dachte daran, selbst mit diesem unnützen Leben Schluß zu machen, und schämte mich dann doch wieder meiner Feigheit. Was würde Mary dazu gesagt haben?

So wollte ich mich weiter durchschlagen. Dann hörte ich vor ungefähr einem Jahr, drüben in Japan sei für einen Mann mit ein wenig Unternehmungsgeist und Fleiß noch etwas anzufangen. Ich verkaufte das bißchen, was ich noch hatte, und wollte nach Japan fahren.

Ich weiß nicht, ob Sie etwas vom Untergang des französischen Dampfers „Jeanne de Mouchy“ gehört haben. Der rannte im Sturm vor Nagasaki auf die Klippen und ging unter. Nur ein paar Mann konnten sich retten. Zu denen gehörte auch ich.

Eine Zeitlang mußte ich bewußtlos in meinem Rettungsgürtel getrieben haben. Ich wachte auf, weil ich plötzlich mit den Händen gegen etwas Hartes stieß. Ich trieb in einer Brandung. Im nächsten Augenblick holte mich eine Welle wieder und trieb mich dann auf eine Klippe. Ich klammerte mich daran fest, ich wollte jetzt nicht sterben. Weil mich der Tod streifte, war das Leben auf einmal wieder schön.

Ich hing ein paar Stunden dort auf der Klippe. Jeden Augenblick glaubte ich, die nächsten Welle würde mich fortreißen. In den Pausen zwischen ihren Angriffen zog mein Leben an mir vorbei. Immer wieder aber blieb ein Bild vor mir stehen: die Flucht aus der Strafanstalt. Ich hatte viele Jahre lang überhaupt nicht mehr daran gedacht, und jetzt stand die Schuld riesengroß vor mir. Sie war es, die mich immer wieder ins Meer reißen wollte, die mir nach der Kehle griff. Ich schrie vor Angst. Ich schwor, ins Gefängnis zurückzukehren, wenn ich nur gerettet würde.

Ja, Mann, und fünf Minuten später fischte mich ein japanisches Rettungsboot von der Klippe herunter.

Es hat Monate gedauert, bis ich als blinder Passagier, als Bettler und Landstreicher hierher kam. Wenn Sie nun noch ein Uebriges tun wollen, so laden Sie mich vor der Strafanstalt ab.“

Der Zeitungsmann erwies dem Alten den Gefallen. Er tat das schon aus Dankbarkeit für den wundervollen Artikel, den er nun für die Abendausgabe vorlegen konnte. Er schrieb darin von Charlie Smithsons Abenteuern, und er glaubte berechtigt zu sein, als Ueberschrift zu wählen: „Späte Reue eines Mörders.“

Er konnte ja nichts von dem ahnen, was sich ein paar Minuten nach seinem Abschied vom Alten im Geschäftszimmer des Anstaltsleiters zugetragen hatte:

„Ich wollte meine Strafe zu Ende verbüßen“, sagte Charlie Smithson zum Direktor. „Ich bin vor sechsunddvierzig Jahren hier ausgerückt.“ Der Anstaltsleiter wunderte sich. Doch er fragte rasch: „Warum saßen Sie hier?“ — „Ich hatte den Namen meiner Mutter unter einer Quittung gefälscht!“ Der Anstaltsleiter wunderte sich noch mehr. Er wollte sich das nicht merken lassen und fragte ruhig, scheinbar gleichgültig: „Wie lange mußten sie noch sitzen?“ — „Einen Monat!“

Der Anstaltsleiter wunderte sich jetzt nicht mehr. Er ließ den heimgekehrten Charlie Smithson zur Beobachtung seines Zustandes vorläufig in eine besondere Abteilung des Gefängnislazarettes bringen.

Die Spionin

Skizze von A. Steininger

„Nicht, Herr!“ Mit gestrafften Armen stemmt sich Marya gegen die Brust des Rittmeisters Erdöly, der sie auf seinen Schoß ziehen will. Durch den Zigarettenqualm der Offiziersmesse sind alle Blicke auf sie gerichtet. Das Gespräch ist verstummt. Nur der junge Leutnant am Klavier bricht das Spiel nicht ab.

„A sener egyer meg! Nix fad sein, Mädel!“ flucht mit weinerhitztem Gesicht der Honvedoffizier und hält die sich Wehrende fest. Vergebens sucht sie sich zu befreien.

„Nicht, Herr!“ Ihre Stimme klingt drohend. Das ist nicht mehr die bescheidene Enkelin des Schloßkastellans, nicht mehr die williae Aufwärterin an der Offizierstafel. An